Das neue Lager der deinvierten deutschen Seeleute.

Die Bundesregierung hat den Beschluß gefaßt, die Offiziere und Mannschaften der saisierten deutschen Handelsschiffe von Ellis Island zu entfernen und nach einem Lager im Innern des Landes zu schaffen. Dieser Beschluß ist umsomehr freudig zu begrüßen, als der künftige Aufenthaltsort der deutschen Seeleute nicht besser gewählt werden könnte, denn sie werden nach einer Gegend kommen, die von der Natur mit allen Reizen ausgestattet ist und ein unvergleichlich herrliches Klima besitzt. Mitten im Berglande der Appalachian Mountains, des südwestlichen Auslaufers der die Wasserscheide zwischen Atlantischen Ozean und Mississippi bildenden Alleghanies, gelegen, erstreckt sich der Lagergrund längs der Linie der Southern Railway, die von Asheville in North Carolina nach Tennessee durch eine der lieblichsten und gleichzeitig großartigsten Gegenden in den Ver. Staaten führt. Welliges Hügelland in einer durchschnittlichen Meereshöhe von 2000 Fuß ist bestanden mit schönen Fichten- und Kiefernwäldern, zwischen denen saftige Wiesen und Weiden sich hinziehen. Nach allen Seiten hin ist die Landschaft von hohen Bergen eingesäumt. Im Süden und Osten ziehen sich die Blue Ridge Mountains hin, vom Westen winken die Bergriesen der Black Mountains ins Tal herab, deren gewaltigster, der Mount Mitchell, mit seinen 6711 Fuß höher in die Lüfte strebt, als irgend ein anderer Berg östlich der Rocky Mountains. Und nach dem Westen zu schließen die Pisgah Berge und wie die Berge alle heißen mögen, das Gebirgspanorama ab, das seines gleichen in diesem Teil Amerikas nicht hat.

Man nennt den westlichsten Teil des Staates North Carolina und die anschließenden Grenzgebiete der Staaten, Tennessee, Georgia und South Carolina „Land of the Sky", „das Land des Himmels", weil es dem Himmel näher liegt als anderes auf tausend Meilen im Umkreis, und weil dieser südliche Himmel weniger launisch ist, als sein nördlicher Bruder und viel lieber lacht, als weint. Und dieses Land des Himmels, oder sagen wir lieber: dieses vom Himmel reichbegnadete Land hat ein geradezu köstliches Klima. Der hohen Lage wegen wird es nie unerträglich heiß, und der milde Süden ist nahegerückt genug, um keine bittere Winterkälte aufkommen zu lassen. In Asheville beispielsweise ist die Durchschnittstemperatur im Frühling 54.3, im Sommer 71.3, im Herbst 55.3 und im Winter 37.2 Grad Fahrenheit. Nicht einmal steigt das Thermometer im heißesten Sommer auf 90 Grad, und sehr selten ist es im Winter unbehaglich kalt, da die Luft außerordentlich trocken ist. Hie und da fällt Schnee, aber er hält sich in den Tälern nur einige Stunden und selbst auf den höchsten Bergspitzen ist seine Lebensdauer nur auf wenige Tage bemessen. Eine Regenzeit, wie sie sonst in südlichen Himmelsstrichen üblich ist, kennt man nicht. Es fällt zwar im Sommer etwas mehr Regen, aber er verursacht wenig Unannehmlichkeiten und ist hochwillkommen als Befruchter des Erdreiches. Durchschnittlich fallen im Frühjahr 10.1, im Sommer 13.5, im Herbst 7.1 und im Winter 9.5 Zoll Regen.

Das Klima ist so gesund, wie man es sich nur wünschen kann. Nach einer uns vorliegenden Statistik erlagen der Schwindsucht von je 1000 gestorbenen Personen: in den nördlichen Neu-England-Staaten nahezu 250, in Minnesota und California 150, in Kentucky und Tennessee 100, im westlichen North Carolina nur 30. Ist es zu verwundern, daß Asheville und seine Umgebung sich zu klimatischen Kurorten herausgebildet haben, die alljährlich von Tausenden an schwachen Lungen oder an Bronchialaffektionen Leidenden aufgesucht werden, daß die Aerzte im Osten Jedem, der „schwach auf der Brust ist", dringend raten, das „Land of the Sky" zu längerem Aufenthalt aufzusuchen? Der Verfasser dieses Aufsatzes spricht aus Erfahrung. Mit einem durch jahrelange Vernachlässigung chronisch gewordenen, nach einer heftigen Bronchitis in ein gefährliches Stadium eingetretenen Bronchialkatarrh behaftet, wurde er von seinem Arzt nach Asheville geschickt. Fünf Wochen lang atmete er die würzige Höhenluft, trank er das unvergleichlich gesunde und wohlschmeckende Gebirgswasser (Stärkeres gibt es im Prohibitionsstaate nicht, es sei denn, man weiß Bescheid) und machte in der etwas hügeligen, aber idealschönen Gegend fleißig und mit Ausdauer lange Spaziergänge, und als er wieder nach New York zurückkehrte, war der Bronchialkatarrh verschwunden, um nicht wieder — wenigstens bis jetzt, und es sind schon fünf Jahre her — sich einzustellen. Das milde, angenehme Klima lockt die Reichen des Landes im Frühjahr nach Asheville, wo sie die Nachtur der Winterkur in Palm Beach u. s. w. durchmachen. Im Sommer kommen die Leute, die die Hitze in Charleston, Atlanta, New Orleans etc. scheuen, in die Sommerfrische, und im Herbst und Winter wird die Gegend von Sportfexen überschwemmt, denn schönere Golfgrounds und Spielplätze, als um Asheville herum, gibt es in der ganzen Welt nicht. Ueberflüssig zu sagen, daß es in der Gegend von Prachthotels und vornehmen Klubhäusern ebenso wimmelt, wie von bescheidenen Sporthütten und Villen in dichten Wäldern und auf hochragenden Gipfeln. Das „Land des Himmels" ist ein Paradies, und Jeder ist zu beneiden, dem vergönnt ist, es zu bewohnen.

Die landeinsässige Bevölkerung bildet einen Schlag für sich, noch dazu einen kuriosen Menschenschlag. Im Appalachian-Gebirge hausen die Mountaineers des Südens, ein eigenartiges Völkchen, das sich vor allem durch seinen unbändigen Freiheitsdrang, sein Unabhängigkeitsgefühl und seinen geringen Respekt vor der hohen Obrigkeit auszeichnet. Die Schulverhältnisse liegen sehr im Argen, und die Zahl der Illiteraten unter den Weißen ist heute noch erschreckend groß. Wenn die wilden Gesellen ihre Landesprodukte auf den Markt nach Asheville bringen, meint man schier, man habe Leute aus den Abbruzzen vor sich. Schlanke, sehnige, braungebrannte Gesellen mit martialischen Schnurrbärten im scharfgeschnittenen Gesicht, mit dichtem Schwarzhaar unter dem weitkrämpigen Schlapphut stehen sie pfeifenrauchend und priemchenkauend neben ihrer Ware und verhandeln mit dem Käufer, als erwiesen sie ihm eine Gnade, daß sie sich mit dem Stadtfrack überhaupt abgeben. Man hat das Gefühl, daß man solchem Kerl an abgelegener Stelle und allein lieber nicht begegnen möchte. Aber sie sind ehrlich. Diebstähle bilden in den Gerichten selten den Gegenstand der Verhandlung, umsomehr aber Gewalttaten, Totschlag, Angriff und — Blutrache, denn Familienfehden sind in dieser interessanten Gegend auf der Tagesordnung, und das im Griff feste Messer spielt immer noch eine große Rolle. Das häufigste Delikt auf dem Gerichtskalender ist aber das unerlaubte Schnapsbrennen und Bierbrauen, das Onkel Sam dem Bergvölkchen nie wird abgewöhnen können, mag er noch so drakonisch strafen. Die Mondscheinbrennerei floriert im ganzen Appalachian-Gebirge zwischen Pennsylvania und North Carolina trotz schärfster Ueberwachung durch die Bundesbehörden. Der Gebirgler läßt sich seinen „Mountain-Dew" nicht verkümmern und braut sich, allen Prohibitions- und Inlandsteuergesetzen zum Trotz, sein Bier für den Hausgebrauch, ein Bier freilich, dem nur der ausgepichte Magen eines Mountaineers Geschmack abgewinnen kann. Sich seinen Bedarf an alkoholischen Getränken selbst herzustellen, betrachtet der Gebirgler als sein gutes Recht, das ihm Niemand nehmen darf, als einen Teil der ihm garantierten Freiheit, und wer ihm dieses Recht, diese Freiheit streitig macht, den betrachtet er als seinen erbittertsten Feind, gegen den er sich, im Notfalle mit Messer und Pistole, verteidigen darf und muß. Diese ursprüngliche und urwüchsige Rechtsanschauung teilt der Mountaineer unseres Südens mit dem Aelpler Tirols und Oberbayerns, dem es auch nicht in den Kopf eingehen will, daß ihm Jemand den Abschuß von Gemsen und Rehböcken untersagen darf. Der Herrgott hat doch die Rehe und Gemsen und Hirsche für Alle geschaffen, lautet seine Logik, und der Gebirgler im Süden vermag nach derselben Logik nicht einzusehen, warum es nicht erlaubt sein soll, die Feldfrüchte, die der Herrgott für Alle wachsen läßt, in eine alkoholische Form überzuführen. Der Prozentsatz der Neger ist im westlichen North Carolina gering. Die Wenigen, die in Städten und größeren Ortschaften abgeschieden von den Wohnsitzen der Weißen in eigenen Kolonien hausen und mit dem Glockenschlag sechs aus der Weißenstadt verschwinden müssen, sind gut gezogen und frei von der Frechheit im Benehmen, die man beim Farbigen des Nordens nur zu häufig antrifft. In „Land of the Sky" gibt es noch einige Indianerreservationen. Die Rothäute gehören zum Stamm der Cherokees und kommen mit ihren Nachbarn wenig in Berührung. Von den Weißen wurde der westliche Zwickel des Staates erst vor etwa hundert Jahren besiedelt. Asheville war noch im Jahre 1812 ein exponierter Posten, eine sogenannte „trading station", wo Bleichgesicht und Rothaut Tauschhandel trieben. Erst im Jahre 1883 wurde es unter dem Namen Morristown als Ortschaft inkorporiert. Die Bergbewohner stammen vielfach von Leuten ab, die sich vor der rächenden Staatsgewalt in der schützenden Bergwelt zu verbergen alle Veranlassung hatten. Daher wohl ihre Wildheit. Historisch interessant ist die Tatsache, daß unter der eingesessenen Bevölkerung North Carolinas ein beträchtlicher Prozentsatz deutscher Abstammung ist, und daß die ersten Besiedler des Staates Deutsche aus der Schweiz und der Rheingegend waren.

Das Mountain Park Hotel, Hot Springs, N. C.

Die Bundesregierung hat sich endgültig entschlossen, die deutschen Seeleute in Hot Springs unterzubringen und ihnen das für einen jährlichen Pachtzins von $18,000 gemietete Mountain Park Hotel als vorläufiges Quartier anzuweisen. Eine Abteilung der Leute ist bereits als Quartiermacher abgegangen. Da das Hotel nur 200 Zimmer enthält und bestenfalls höchstens 600 Mann beherbergen kann, ist der Bau von Baracken in der Nähe des Hotels in Aussicht genommen, welche die Leute selber errichten sollen. Man hofft auf solche Weise Raum für 1800 Internierte zu beschaffen. Das Hotel ist ein in jeder Beziehung modern eingerichteter Bau mit all dem Luxus, den der reiche Amerikaner fordert. Es liegt inmitten eines Privatparks von 100 Acres Umfang und verfügt über einen Golfplatz — Wana Luna Golf Course genannt —, der zu den schönsten in Amerika gezählt wird. Auch Tennisplätze, Schwimmbassins u. dgl. sind vorhanden.

Hot Springs liegt in Madison County, North Carolina, 38 Meilen nordwestlich von Asheville am Salisbury, Asheville- und Memphis-Zweig der Southern Railroad am French Broad River. Bis zur Grenze des Staates Tennessee sind es nur 6 Meilen. Die Ortschaft selbst ist auf eine 1000 Acres große Ebene hingebaut, das Hot Springs Plateau genannt, aber rings herum erheben sich Hügel und im Hintergrund Berge, die das Plateau um 2000 und mehr Fuß überragen. Hot Springs selbst hat eine Meereshöhe von 1826 Fuß. Seine heißen Quellen, die allenthalben zu finden sind, haben eine Temperatur von 96—110 Grad Fahrenheit und werden jährlich von Tausenden aufgesucht. Die Umgebung ist wunderschön, das Klima läßt nichts zu wünschen übrig, und den deutschen Seeleuten hätte man wirklich keinen gesünderen, an landschaftlichen Reizen reicheren Aufenthaltsort zuweisen können, als Hot Springs.

Die Lage in Oesterreich.

Von einem Oesterreicher in Amerika.

Für einen außenstehenden Oesterreicher, der während des Krieges die Heimat nicht sah, ist es schwer, von hier aus ein Urteil über die mögliche Entwickelung der Dinge drüben im Vaterland sich zu bilden.

Die Frage, wie der Krieg auf die Psyche eines Volkes allein gewirkt hat, ist an sich schwer auszudenken, um wie viel schwerer aber ist es, herauszufinden, und zwar auf dem Wege der Ueberlegung, wie er auf die Psyche der verschiedenen Völker gewirkt hat, die jenen Kaiserstaat bewohnen. Dinge, die dem seiner Heimat nicht fremd Gewordenen und mit den Verhältnissen Vertrauten leicht auf der Hand liegen mögen, kann der Fernstehende nur mit großer Mühe sich vorstellen. Und da ist er beständigen Irrtümern unterworfen. Denn die Berichterstattung über Oesterreich war eine karge während der ganzen Zeit, auch dann selbst, als das Hinüber und Herüber der Post noch stattfand. Seitdem das aus ist, weiß man nichts. Mir wäre es interessant zu erfahren, ob der Schreiber des Sonntagsartikels in der Staatszeitung vom 10. Juni (Das neue Habsburger Reich) über Oesterreich besser unterrichtet ist als ich. Das würde mir helfen, Schlüsse zu ziehen, ob der Autor recht hat oder nicht.

Seinen Ausführungen entnehme ich indessen, daß man drüben die parlamentlose Zeit nicht benützt hat, um gewisse brennende Fragen der österreichischen inneren Politik auf dem Wege der kaiserlichen Verordnungen zu lösen. Es heißt in dem Aufsatz, daß das Ministerium „unbelastet", also gewissermaßen unschuldsrein vor das Parlament treten wollte und diesem es überläßt, auf dem Wege der Verständigung Fragen zu lösen, die vor dem Kriege unlösbar schienen. Die Regierung meint also, sie sind jetzt lösbar geworden. Eine Verständigung wäre möglich. Warum? frage ich mich. Vielleicht wegen Abwesenheit jener staatsfeindlichen Elemente, also vor allem Dr. Kramarz, Klofac und anderer, die infolge ihrer (milde gesagt) Verfehlungen gegen das Staatsinteresse während des Krieges hinter Schloß und Riegel gekommen sind, wohin sie ja längst gehörten. Das wäre wohl ein Grund. Denn Kramarz hat durch Jahre, man kann sagen, durch Jahrzehnte, das österreichische Parlament weder zur Ruhe, noch zur Arbeit kommen lassen. Und das Beispiel, das er gab, wirkte ansteckend auf die anderen slavischen Parteien. Das wäre ein Grund und man könnte hoffen. Da steht aber eine Nachricht im Wege, die durch die hiesigen Zeitungen ging. Die Nachricht nämlich, daß die slavischen Parteien (Nord und Süd, ausschließlich der Polen), darauf dringen wollen, daß Oesterreich in einen Staat der Königreiche und Länder zerlegt wird. Der Kundige weiß, was das bedeutet. Es bedeutet vor allem Herstellung des staatsrechtlichen Königreiches Böhmen, die Ernennung der Tschechen zum Staatsvolk in diesem Königreiche, die Erklärung der tschechischen Sprache zur Staatssprache. Ebenso wollen es die Südslaven haben. Herstellung eines Südslavenstaates. Jllyrien, so gebildet, daß Slovenen, Croaten, Serben seine Mitglieder werden. Man denkt also daran, auch jene südslavischen Landesteile einzubeziehen, die heute noch zu Ungarn gehören. Das würde von vornherein auf staatsrechtliche Schwierigkeiten stoßen, denn die Ungarn werden kaum auf so etwas eingehen. Außerdem besteht die Gefahr, daß das neugebildete Königreich Böhmen, die slovakischen Länder Ungarns sich angliedern möchte. Ungarn würde dann im Norden und im Süden arg zugestutzt. Die Magyaren werden nicht darauf eingehen. Geschieht das aber nicht, so bleibt den Bestrebungen der neugebildeten Staaten Raum für politische Unrast und Intrigue, und wie ich diese meine Landsleute kenne, sie werden es daran nicht mangeln lassen.

Nun aber von den Deutschen in Böhmen und Mähren. Denn Mähren wird ja immer von den Tschechen als Teil von Böhmen gefordert. Die Deutschen sollen den tschechischen Herren sich in diesen Landen unterordnen. Sie hätten die tschechische Staatssprache anzunehmen. Werden sie es tun? Sie taten es vor dem Kriege nicht, sie werden es weniger jetzt tun, da des Deutschtums Macht sich im Kriege so gewaltig gezeigt hat. Die Tschechen werden aber vielleicht Konzessionen machen. Sie sprachen ja früher schon von einem weißen Blatt, das sie den Deutschen zur Ausfüllung überlassen wollen, im vorhinein bewilligt, wenn diese nur zustimmen, daß das „einige und ungeteilte Königreich Böhmen" gegründet wird. Werden die Deutschen den Tschechen trauen? Ja, können sie es auch nur? Hat sich nicht gerade während dieses Krieges die große Gefahr erwiesen, die ein organisiertes slavisches Gemeinwesen im deutschen Leibe für das gesamte Deutschtum in sich schließt?

Der Deutsche ist ja gemeinhin vertrauensselig, wenn er sich an den Beratungstisch setzt. Er nimmt die bona fides des Mitberaters gerne vorweg, selbst wenn dieser ein Gegner, ja selbst ein Feind ist. Er hat damit sehr oft Enttäuschungen erlebt. Nach den Erfahrungen dieses Krieges kann er es auf neue Enttäuschungen nicht ankommen lassen. Selbst wenn die Zweiteilung Böhmens nach nationalen Distrikten von den Tschechen angenommen wird, selbst dann kann das österreichische Deutschtum auf ein staatsrechtlich sondergestelltes Königreich Böhmen nicht eingehen. Ich sehe da keinen Weg der Verständigung. Auf dem Wege der Verhandlungen von Volk zu Volk nicht. Bliebe der parlamentarische Weg, also Majoritätsbeschluß, dem sich der Unterlegene zu fügen hätte.

Dazu aber muß es Möglichkeiten des Sichfügens geben. Ich sehe keine solche von deutscher Seite. Die Deutschen können keinen Parlamentsbeschluß annehmen, der gegen sie entscheidet. Dann also Obstruktion von deutscher Seite. Und Obstruktion von tschechischer Seite ist nur zu gewiß, wenn der Beschluß gegen sie auszufallen droht. Wir stehen also vor dem alten Spiel, wenn die Geschäftsordnung das zuläßt. Die Geschäftsordnung wurde in der parlamentslosen Zeit nicht geändert. Alle Möglichkeiten der Obstruktion bestehen nach wie vor. In deutschen, nicht parlamentarischen Kreisen stand es vor dem Kriege fest, daß die Geschäftsordnungsfrage sich nur im Wege des Octroi wird lösen lassen. Man sehnte eine Regierung herbei, willens und stark genug, um den Obstruktionen einen Riegel vorzuschieben. Natürlich dachten die Deutschen mit dem Riegel an die tschechische Obstruktion, die Tschechen dachten an die deutsche. Während der Regierung des verstorbenen Kaisers war Hoffnung für die Tschechen, daß sie keine Ursache zu obstruieren haben würden, wenn die Geschäftsordnung Obstruktion nicht mehr zuläßt. Denn damals wurden sie unter allen Umständen begünstigt. Und es gab slavische Parteien, die für diesen Fall mit grimmigem Behagen für die Deutschen bereits ihr Messer wetzten. Unter dem jetzigen Kaiser werden sie kaum so sicher sein. Und so hat eine Geschäftsordnung, die gegen Obstruktion gerichtet ist, kaum die Möglichkeit parlamentarischer Zustimmung. Keine der beiden Parteien wird dieses allerletzte Kampfmittel sich aus den Händen winden lassen. Die Unbestimmtheit der parlamentarischen Geschäftssprache ist aber ein Obstruktionsmittel. Und in dieser Richtung hat ebenso das Ministerium während der parlamentslosen Zeit nichts vorgesehen. Daß die deutsche Geschäftssprache oder gar Staatssprache jetzt von dem guten Willen der Parteien angenommen werden wird, ist kaum vorauszusehen. Also „Weiterwursteln". So wie bisher. (Diesen unparlamentarischen Ausdruck hat weiland Graf Taaffe in den Sprachgebrauch eingeführt. Man hat seitdem keinen besseren für den Zustand gefunden, der sich unter der Herrschaft der nationalen Gegensätze in Oesterreich eingebürgert hat.)

Aus der Vogelperspektive betrachtet, macht die Sache einen traurigen Eindruck. Sollten wirklich die Völker Oesterreichs übersehen haben, daß dieser Krieg eine neue Epoche der Weltgeschichte eingeleitet hat? Das kann man doch gar nicht glauben. Nach dem Kriege muß anders gerechnet werden. Man wird alle Institutionen auf ihren inneren Wert prüfen. Ob man flugs mit ihnen abrechnen wird oder auf dem Wege langsamer Krisen, das hängt von der Trefflichkeit und auch von der Bestimmtheit der zur Macht berufenen Personen in erster Linie ab. Daß es treffliche und auch energische Persönlichkeiten in Oesterreich gibt, daran kann man nicht zweifeln. Aber es scheint, man hat sie noch nicht herausgefunden. Man wird sie finden müssen. Und wenn sie nicht bald gefunden werden, so wird sich das öffentliche Bewußtsein gewaltsam Raum bahnen. Und wird sie finden. Ruhige Entwickelung nach sicheren und brauchbaren Zielen oder revolutionäres Torkeln durch die Weltgeschichte — so steht die Sache heute. Weder Staaten noch bürgerliche Einrichtungen können hoffen, daß ihre Unvollkommenheiten übersehen und noch weiter geduldet werden.

Ich lese in dem österreichischen Aufsatze der Staatszeitung, daß „der Krieg die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der parlamentarischen Einrichtungen verstärkt hat." Ich kann mir das nicht vorstellen. Warum soll der Krieg diesen Effekt gehabt haben? Parlamentarische Einrichtungen waren vor dem Kriege in allen Ländern, die heute Krieg führen und doch ist der Krieg entstanden. Die Völker werden vielleicht nicht im Einzelnen, sie werden aber in großen Zügen richten. Sie werden sagen: „der Staat wurde parlamentarisch regiert, als der Krieg entstand. Dieser Krieg ist das größte aller Uebel, das die Welt jemals gesehen hat. Die Jnstitutionen haben ihren Anteil daran und wenn der Anteil selbst nur klein wäre, die Institutionen sind schlecht. Sie haben sich nicht bewährt. Fort mit ihnen." Der Anteil der Parlamente an diesem Kriege ist aber nicht klein, er ist sehr groß. Das österreichische Parlament z. B. hat dem lauernden Ausland gezeigt, daß dieser Staat uneinig ist, daß seine Völker sich hassen. „Beim ersten Ansturm fällt er auseinander," so sagten die Engländer, so die Russen. Der deutsche Reichstag hat dasselbe getan. Gelegentlich der Zabernaffäre stand er der großen Mehrheit nach auf der Seite der Staatsfeinde, gegen die eigene Regierung, gegen das eigene Volksheer. Er hat falsche Hoffnungen im Auslande erweckt. Man hätte es nicht gewagt, das einige und patriotische Deutschland zu bekriegen. Uneinig, unpatriotisch zeigte es sich im Bilde des Reichstags. Wie war es in England? Auch dort das Parlament. „Der höchste Richter in politicis," sagte man. „Kein Krieg ohne Parlamentszustimmung." Wohl. Das Parlament hat zugestimmt, aber es war hinter's Licht geführt worden. Es wußte nichts vom wahren Stande der Dinge: Heute weiß es das immer noch nicht. Was soll also das Parlament, wenn wenige Leute es hinters Licht führen können? Ist das nicht eine faule Jnstitution? Ein Selbstherrscher konnte auch solchen Krieg beginnen. Allein verantwortlich würde er es aber nicht gewagt haben. Das Parlament bietet ihm die Bedeckung. Auch in Rußland tat es das, so wenig das dort bestehende Parlament darauf Anspruch hatte, ernst genommen zu werden.

Schon die einfache Tatsache, daß ein Parlament besteht, macht die Spitzen kühner. Ebenso wie es einen Schriftsteller kühner macht, wenn er unter der Decke der Zeitung, also anonym, schreiben kann.

In Frankreich war es genau so. Eine Republik. Aber die Demokratie war eine Phrase. Nicht der Demos herrscht, sondern die, die ihn führen. Die Führung des Demos wird desto unbedingter, je mehr Wähler beim Wahlgeschäft mitwirken. Denn je breiter das Piedestal, auf dem der Führer steht, desto sicherer fühlt er sich placiert. Und desto weniger wird man wagen, seine Stellung anzugreifen. Das fühlt jeder, der oben ist und benimmt sich darnach. So ging es in Frankreich. Wenige Männer haben den Krieg vorbereitet und in die Wege geleitet. Sie haben niemanden gefragt, als sie die verhängnisvollen Geheimverträge schlossen, die notwendig zum Kriege führen mußten. Das Volk war blind, es hatte keine Ahnung.

Je breiter die Grundlage in der Wählerschaft, desto einflußloser werden die Guten, die Weisen, die Wohlwollenden. Diese letztere Sorte Menschen ist unter allen Nationen eine kleine Minderheit. Niemals wird die beim allgemeinen gleichen Wahlrecht ihre Kandidaten durchbringen. Das allgemeine gleiche Wahlrecht hat also den Einfluß derjenigen vernichtet, die man bei den Haaren herbeizehen müßte, damit sie dem Staate ihre Kräfte widmen. Man hat den Einfluß der Demagogen eingesetzt an ihrer Stelle. Den Einfluß der Eigennützigen, der Bösen, der Falschen, der Verlogenen. Den Einfluß derjenigen, den man in die finstersten Winkel treiben müßte, damit er dem Staate nicht schädlich werden kann. Ihn hat man ans Licht gezogen, ihn erhöht, ihn zum Selbstherrscher gemacht.

Die Parlamente haben in allen Ländern, die für den Krieg in Betracht kommen, versagt. Sie haben versagt; denn ihnen ist der Schutz der Bevölkerung des Staates anvertraut, dazu sind sie da. Sie konnten aber zum Schutze der Bevölkerung in diesem höchsten Moment, in dieser höchsten Gefahr nichts leisten. Es ist kaum anzunehmen, daß es gelingen wird, die Bevölkerung aller dieser Länder für diese Tatsache blind zu erhalten. Und darum ist es unwahrscheinlich, daß der Krieg die Ueberzeugung für die Notwendigkeit des Parlamentes in seiner jetzigen Form und Einrichtung gestärkt haben wird.

In Oesterreich insbesondere, da hat das Parlament allezeit für solche Fragen seine Zeit verschwendet, die abseits waren von seinem höchsten Zweck. Das Verhalten der slavischen Abgeordneten war nur damit zu erklären, daß das von ihnen vertretene Volk den Staat nicht will, in dem es lebt, und daraus zog das Ausland seine Schlüsse. Ich stelle mir die Zukunft Oesterreichs nicht so idyllisch vor, wie der Schreiber des Sonntagsartikels. Der Krieg hat nicht dazu beigetragen, das slawische Volkstum näher an die Deutschen heranzurücken, wenn dieses Volkstum wirklich so beschaffen wäre, wie seine Abgeordneten zum Ausdruck bringen. Dann stände die Frage auf: Hammer oder Ambos. Wollen die Deutschen Hammer werden, oder wollen sie Ambos bleiben. Ambos bleiben können sie nicht, schon in Rücksicht auf ihren deutschen Verbündeten, dem gegenüber sie Pflichten auch im Frieden zu erfüllen haben. Sie müßten daher notwendig Hammer werden. Und dennoch steht die Frage nicht ganz so. Sie steht so im Hinblick auf die Volksvertretung, nicht im Hinblick auf das Volk selbst. Ich hatte den Vorzug, in allen möglichen Teilen Oesterreichs mich aufzuhalten und längere Zeit zu leben. Ich bildete mir die Ueberzeugung, daß die slavische Bevölkerung von ihrer politischen Vertretung, zu der ich auch die heimischen Organisationen zähle, mit den Deutschen sich vertragen wollte, auch gar nichts gegen die Ueberlegenheit der deutschen Sprache und Einführung der deutschen Staatssprache einwenden würde. Aber die österreichischen Regierungen hatten seit langem sich daran gewöhnt, die politische Vertretung der slavischen Völker mit diesen letzteren gleichzusetzen und die Bestrebungen der ersteren der letzteren innewohnend anzusehen.

Es ist einer der Vorwürfe, die man dem Parlamentarismus machen muß, daß er zu solcher Verwechslung verleitet. Die Gewählten, nimmt man an, drücken das aus, was die Wähler meinen. Dem ist nicht so. Eine Volksvertretung zu schaffen, die wirklich den Willen der sie vertretenden Massen widerspiegelt, wird niemals gelingen. Es ist schon darum unmöglich, weil die Volksvertretung in Rücksicht der Gesinnung etwas starres, unveränderliches darstellt, während die Gesinnung der Massen beständig schwankt. Dies gemäß der Tatsache, daß sie aus einer Unzahl Einzelner zusammengesetzt sind, die dem täglichen Bedürfnis sich beständig anzuschmiegen haben. Man kann in die Massen alles hineinlegen, was man hineinlegen will; es bedarf nur genügender Geschicklichkeit dazu. Denn in den Massen finden sich sämtliche Möglichkeiten vor. Und diese Möglichkeiten durchdringen einander und beeinflussen sich gegenseitig mit jedem wechselnden Tag. Es wird sich also darum handeln müssen, ein Parlament zu schaffen, das aus den Besten, den Kundigsten und den Wohlwollendsten zusammengesetzt ist. Theoretisch. Praktisch wird das niemals ganz zu erreichen sein, aber man kann sich dem Ideale nähern. Und darnach wird ein neues Wahlrecht zu formen sein, welches in seinem Ursprung ein allgemeines gleiches sein könnte, um nach mannigfaltigen Siebungen schließlich zur Auswahl der Besten zu führen.

Und auch diese würden Gesetze nicht zu beraten haben, wenn sie solche auch vorschlagen können und zur Beschlußfassung da sind. Gesetze werden im allgemeinen von der Regierung vorgeschlagen und dann ernannten oder erwählten Fachmänner-Kollegien zur Beratung zugewiesen. Darnach würden sie den Abgeordneten zur Beschlußfassung vorgelegt. Die hätten nicht zu debattieren, sondern nur ja oder nein zu sagen. Sagen sie nein, so könnte die Regierung immer noch die betreffenden Gesetze probeweise etwa auf fünf Jahre zur Durchführung bringen. Nach dieser Zeit wären diese Gesetze zu revidieren, entweder gänzlich ad acta zu legen oder in definitiven Gebrauch zu nehmen. Darüber hätten die Fachmänner-Kollegien zu referieren, die Abgeordneten zu beschließen. Ueber Krieg oder Frieden entschieden die Abgeordneten zunächst, indem sie die durch Fachmänner geprüften und instruierten Minister-Vorlagen ablehnten oder annähmen. Wäre keine vierfünftel Mehrheit für Krieg zu erzielen, so würde ein Plebiszit eingeholt. Lügenhafte Berichte und Verheimlichungen der Minister und Fachmänner-Kollegien würden streng bestraft. Im Falle es sich um Kriegsfragen handelt, mit dem Tode. Die Minister stelle man sich als Vorsitzende der Fachmänner-Kollegien vor. Ihnen obläge die Exekutivgewalt.

Das wäre ungefähr, was man im Sinne einer veredelten Demokratie vorzukehren hätte, die jedem das Seine gibt und die guten Eigenschaften erprobter Individuen wieder in den Dienst des Staatsganzen zwingt, die unbrauchbaren und schädlichen aber nach Tunlichkeit ausschaltet. Der Gedankengang ist weitläufig zu erörtern, um als Gesetzesvorlage dienen zu können. Ein berühmter Freund von mir hat in Mußestunden ihn ersonnen und mir mitgeteilt. Es ist notwendig, diese Dinge jetzt, noch während des Krieges zur Erörterung zu stellen, damit in der Stunde des dringenden Reformbedürfnisses etwas da ist. Das dringende Reformbedürfnis wird alsbald nach dem Kriege sich einstellen, denn die Menschheit wird vor allem darauf aus sein, wie ein Unglück gleich dem jetzigen Kriege künftig vermieden werden kann. Man muß zugeben, daß die vorliegenden Gedanken dazu die Grundlage bilden können. Wäre das aber nicht da, so könne man auf langwierige Krisen rechnen, die mehr oder minder heftig in den verschiedenen kriegführenden Ländern sich zur Erscheinung bringen und maßloses Elend im Gefolge haben würden.

Eben kommen wichtige Nachrichten aus Oesterreich. Der Geschäftsordnungsausschuß des Abgeordnetenhauses hat einen großen Anlauf genommen. Einige wunde Punkte des Parlaments sind mit richtiger Würdigung zum Ausgang genommen worden. Geheime Sitzungen, die abzuhalten sind, wenn die Forderungen von fünfzig Mitgliedern unterstützt sind. Besoldung der Mitglieder mit tausend Kronen monatlich, Abkürzung von Reden und Abstimmung durch Stimmzettel. Und so weiter. Die hier genannten Punkte sind die zunächst wichtigsten. Dazu kommt noch, daß der tschechische Abgeordnete Klofac, der während des Krieges zum Tode verurteilt, aber vom Kaiser zu Zuchthaus begnadigt worden ist, von den Tschechen zum Vorsitzenden ihres Verbandes gewählt wurde. Es wird hinzugefügt, daß die meisten Parteien des Reichsrats für Freilassung dieses Mannes gesinnt sind.

Diese Wahl Klofac's zum Vorsitzenden des tschechischen Abgeordnetenverbandes sagt für den Kundigen genug. Genug sagt auch die knieweiche Haltung der Reichsratsparteien, die ihn frei lassen wollen. Man könnte das mit wenigen Worten so kennzeichnen: Unversöhnliche Deutschfeindschaft der Tschechen, Connivenz der Sozialdemokraten (die agitieren sicher am lebhaftesten für Klofac's Freilassung), Knieweiche und Sentimentalität der deutschen Parteien. Also ein Bild der Dinge wie vor dem Kriege. Nichts hat sich geändert. —

Predigt in Aubenton.

Von Kurt Küchler (Landsturmmann).

Aubenton ist eine bescheidene, zwischen grüne Hügel zärtlich hingebettete Stadt im Garten der Picardie, nicht weit von Laon. Wie die Küchlein um die mütterliche Henne, so sammeln sich die kleinen gedrückten Häuser von Aubenton um ihre Kirche, die mit schwerem, burghaft klobigem Turm den Marktplatz füllt.

Als an einem Sonntag die Glocke dieser Kirche zum Gottesdienst rief, ging ich hinein. Auf den Bänken saßen dicht gedrängt die Frauen und Kinder von Aubenton. An einer dicken Säule lehnte ein deutscher Soldat, ein blondbärtiger Landsturmmann aus dem Bataillon, das in Aubenton liegt. Er hielt einen zarten, rosaroten Rosenstrauß zwischen den zerarbeiteten Fingern, sein kupferbraun verbranntes Gesicht war still und fromm, seine Lippen bewegten sich leise.

Es war ein mattes, warmes Dämmerlicht in der Kirche. Nur der Chor war mit kräftigen Leuchtern gefüllt. Die Sonne kam durch die hohen bunten Glasfenster und über dem Altar mit den silbernen Gefäßen und dem silbernen Christuskreuz wogte der lichte Farbenstaub. In einer Nische an der Wand sah man die Jungfrau von Orleans, ein hohes Standbild aus brauner Bronze. Sie reckte sich hoch und geschmeidig auf, der Kopf lag trotzig im Nacken, der Blick des schmalen wundervoll geformten Gesichts rief den Himmel an, die hoch erhobene Hand hielt die Fahne. Ein Sonnenstrahl glitt leuchtend über Fahne und Gesicht.

Die Orgel spielte und die Gemeinde sang leise. Ein alter Priester mit dünnem weißen und eingefallenem Greisengesicht, geschmückt mit dem Gold und Silber der seidenen Stolen, lag vor dem Altar auf den Knien. Die Chorknaben gingen in ihren roten Gewändern hin und her. Einer von ihnen hatte eine schwarze Binde über dem rechten Auge. Er hatte, vor vielen Monaten, bei einer Mauer, hinter der die Franzosen sich vor ihrem Rückzug verschanzt hatten, eine Patrone gefunden und mit ihr gespielt. Mit einem Male war die Patrone geplatzt und ihm ins Auge gesprungen. Nun ging der Knabe mit dem roten Auge auf den Stufen des Altars hin und her, gleichsam als ein lebendiges Zeichen der furchtbaren Zeit, und jeder, der ihn betrachtete, sah ihm in das wilde Antlitz des Krieges.

Als Orgelspiel, Gesang und Gottesdienst vor dem Altar beendet waren, stieg der Pfarrer auf die Kanzel. Seine Predigt war ein gütiges, drängendes Zureden, als spräche ein Vater zu seinen verstörten Kindern. Mit keinem Wort redete er vom Krieg. Er sprach, aus begeisterten Gründen, nicht von den Heeren Frankreichs, nicht von den Toten, und nicht von dem Schicksal des Landes. Er sprach nur von der großen Güte Gottes und von der Notwendigkeit, das Heil im Himmlischen zu suchen. Und dennoch war in allem, was er sagte, der Atem des Krieges, ein merkwürdiges, inneres Beben, eine verhaltene Klage, eine unbestimmte Sehnsucht. Es war eine seltsam ergreifende Macht in der Betonung gewisser Sätze, die alle einen verbor